

Wiesbadener Lazarett-Zeitung

Page 25



MITTEILUNGEN ÜBER UNTERRICHTSWESEN,
BERUFSBERATUNG UND STELLENVERMITTLUNG.
HERAUSGEGEBEN DURCH DEN AUSSCHUSS FÜR
VOLKSVORLESUNGEN FRANKFURT A. M. VOM

Ortsausschuss für Kriegsbeschädigten-Fürsorge Wiesbaden,
Amtl. Fürsorgestelle für Kriegsbeschädigte u. deren Familien.

Nr. 28.

1. August

1918.

An der Schwelle des fünften Kriegsjahres.

Zwei Briefe.

Im Felde, 9. Juli 1918.

Die Batterie liegt mitten im wogenden Korn, und selten fñhrt der Feind das Lied der reisenden Lehren. Ungehindert sitze ich stundenlang im warmen Sonnenlicht, das um alle Gedanken einen kleinen Heiligenschein von Freude und Glück hervorgerufen hat. Den Krieg halte ich mir so weit wie möglich vom Leibe. Ich kenne nur einen heißen Wunsch: Frieden! Schluß mit dem fñrchterlichen Wahnsinn! Diesem Morden noch einen tiefen idealen Sinn zu geben, wage ich auf die Dauer nicht mehr. Es klingt zu grausam in dieser kleinen Wirklichkeit. Die Zeitung erregt in mir stets neuen Unwillen. Das ist die große Zeit, das ungeheuerere Erleben der Weltgeschichte, das sittlich geläuterte Deutschland! Wohin man sieht, Streit, Zweifel, schreiender Egoismus. Da überlasse ich lieber der Geschichte, der Zukunft, die Lösung dieser Frage im ideellen Sinne. Es wird eine ganz schwere Zeit geben, wenn erst der Frieden kommt.

Frankfurt, 29. Juli 1918.

Lieber Freund!

Was Sie mir schreiben, hat mich innerlich getroffen. Wenn Ihre Jugend, Ihre Begeisterungsfähigkeit irre wird an der Aufgabe, die uns gestellt ist, wie sollen die es vermögen, denen nicht der Schwung im Innern hinweghelfen kann über alles Schwere und Dede der Tagesarbeit. Freilich frage ich mich, haben wir zu Hause ein Recht, denen draußen ein Wort zu sagen, die wir doch eben das Schwerste nicht selber tragen müssen. Doch vielleicht dürfen wir gerade, halb als Zuschauer, unsere Gedanken denen geben, die draußen sind.

Wir sehen die großen Dinge der Weltgeschichte von anderen Standpunkte, als die dabei waren. Für uns sind die Freiheitskriege vor hundert Jahren eine Heldengeschichte. Aufflammende Begeisterung, frischer Heerzug über alle Gauen Deutschlands, vernichtende Schlachten, Eroberungen feindlichen Landes, Vertreibung des Erzfeindes. Für die, die dabei waren, ist es noch etwas anderes gewesen. Furchtbare Kämpfe kriegsungeohnter Truppen gegen

den größten aller Feldherren, ermüdende Märsche kreuz und quer, die keine Eisenbahn verkürzte, schlechte Verpflegung in Ländern, die vieljähriger Krieg ausgezogen, Schmutz und Krankheiten, die keine Lazarette heilten, Wunden ohne Chirurgie, Operationen ohne Narkose und was alles noch. Und glauben wir, daß damals keine Selbstsucht geherrscht? Die Geschichte berichtet freilich nur von der Selbstaufopferung des Jahres 1813, da die Frauen ihren Schmutz und ihre Haare dem Vaterland gaben, aber nichts von den Kriegslieferanten jener Tage.

Ist es so nicht irgend wie immer? Nur die Ferne macht alles schön, in der Nähe sehen wir das Kleine und Gñhliche. Ist darum die Nähe wahr und die Ferne unwahr? Lügt die Weltgeschichte? Die Befreiungskriege sind wirklich gewesen, was sie uns scheinen, Heldenkämpfe eines Volkes, mögen sie auch sonst noch sein, was immer, und unser Krieg ist, was wir wollen, daß er sei, der grandiose Kampf eines Volkes um seine Freiheit und sein Dasein vom ersten bis zum letzten Tage. Er hat den Sinn, den wir in ihn hineinlegen. Ist das Morden sinnlos? Es wäre sinnlos, wenn wir den Frieden haben könnten, wenn wir es forsetzten nur um andere Länder zu unterwerfen, Boden zu gewinnen, von dem wir nicht wissen, ob wir ihn nutzen können. Wir haben getan, was wir konnten, um dem fñrchterlichen Wahnsinn dieses Krieges ein Ende zu machen. Alle unsere Friedenserbietungen haben nichts genutzt; nutzen könnte nur eines, das Bekenntnis: Wir sind besiegt. Darum muß dieses Morden weiter gehen; denn mit diesem Bekenntnis, mit der Hingabe unserer nationalen Existenz, dürfen wir den Frieden nicht erlaufen. Welchen idealen Sinn aber brauchen wir noch als das Bewußtsein, einzustehen für unser Volk?

Daß die Gesinnung so sich geändert hat, wer wollte es bestreiten. Die wenigen Leute, die noch etwas von dem Geiste der Augusttage 1914 sich bewahrt haben, erscheinen seltsam altmodisch, fast ein wenig so, wie die Leute, die noch einen Popf trugen, während alle anderen schon glatt geschoren waren. Es war freilich eine Täuschung zu meinen, daß die Begeisterung einiger Wochen neue Menschen schaffen könnte. Die Selbstsucht bleibt nach wie vor die Triebfeder des Menschen, und was im Rausche der Begeisterung gelähmt schien, hat wieder sehr kräftig sich regen gelernt. Sollen wir darum an den Menschen verzweifeln,

oder meinen, dieses Deutschland des Egoismus und des Eigennuzes sei der Opfer nicht wert? Mit diesem Deutschland ist es wie mit dem Kriege. Es hat nur so viel Wert, als wir ihm Wert geben können. Alle diese Opfer sollen nicht für das Deutschland gebracht werden, das wir in seinem Streit und Haber und in seiner Selbstsucht sehen, sondern für ein neues Deutschland, dem wir einen neuen Wert geben wollen. Auch der Freiheitskrieg vor hundert Jahren ist in solchen Gedanken geführt worden. Man wollte den Feind abwehren, das eigene Dasein behaupten, damit dieses gerettete Deutschland wertvoller sei für alle seine Söhne. Damals ist das Volk durch die verblendete Selbstsucht weniger Machthaber um den Lohn seines Kampfes betrogen worden. Diesmal kann es nicht mehr so sein! Aus diesem Kampfe muß ein neues Deutschland hervorgehen, kein Deutschland, in dem Selbstsucht und Eigennuz bequem genießen mögen, was sie im Kriege errafft, sondern ein Land, das jedem gewährt, was es an Besitz und Bildung, an Gütern jeder Art durch den Krieg bewahrt und gesichert hat. Das Wort „einer für alle, alle für einen“ soll nicht die Lösung des Krieges, sondern auch die Lösung des Friedens sein. Ein neues Deutschland muß aus diesem Kriege hervorgehen, und für dieses Deutschland kämpfen wir.

Das Bettelweib von Locarno.

Von Heinrich v. Kleist.

Am Fuße der Alpen, bei Locarno im oberen Italien, befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weitläufigen Zimmern, in deren einem einst, auf Stroh, das man ihr unterschüttete, eine alte kranke Frau, die sich bettelnd vor der Tür eingefunden hatte, von der Hausfrau, aus Mitleiden gebettet worden war. Der Marchese, der, bei der Rückkehr von der Jagd, zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzufegen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem sie lag, aufzustehn, und sich hinter den Ofen zu versagen. Die Frau, da sie sich erhob, glitschte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und beschädigte sich, auf eine gefährliche Weise, das Kreuz; dergestalt, daß sie zwar noch mit unfäglicher Mühe aufstand und

quer, wie es ihr vorgeschrieben war, über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber, unter Stöhnen und Wehzen, niedersank und verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese, durch Krieg und Mißwachs, in bedenkliche Vermögensumstände geraten war, fand sich ein florentinischer Ritter bei ihm ein, der das Schloß, seiner schönen Lage wegen, von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem oben erwähnten, leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht, verstört und bleich, zu ihnen herunterkam, hoch und teuer versichernd, daß es in dem Zimmer spule, indem etwas, das dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroß gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten, langsam und gebrechlich, quer über das Zimmer gegangen, und hinter dem Ofen, unter Stöhnen und Wehzen, niedergesunken sei.

Der Marchese, erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkannter Heiterkeit aus, und sagte, er wolle gleich aufstehen und die Nacht, zu seiner Beruhigung, mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er, auf einem Stuhl, in seinem Schlafzimmer übernachtete, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte, auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise, mehrere Käufer ab; dergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgestinde, befremdend und unbegreiflich, das Geräusch erhob, daß es in dem Zimmer, zur Mitternachtstunde, umgehe, er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er, beim Einbruch der Dämmerung, sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen, und erhartete, ohne zu schlafen, die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der Tat, mit dem Schläge der Geisterstunde, das unbegreifliche Geräusch wahrnahm; es war, als ob ein Mensch sich von Stroß, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging, und hinter dem Ofen, unter Geseufz und Gerächel, niedersank. Die Marquise, am andern Morgen, da er herunterkam, fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich, mit scheuen und ungewissen Blicken, umsah, und, nachdem er die Tür verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spul keine Wichtigkeit habe; so erschrak sie, wie sie in ihrem Leben nicht getan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sie noch einmal, in ihrer Gesellschaft, einer kaltsblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber, samt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der Tat, in der nächsten Nacht, dasselbe unbegreifliche, gespensterartige Geräusch; und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste, was es wolle, los zu werden, vermochte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgendeine gleichgültige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschreiben. Am Abend des dritten Tages, da beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Tür desselben ein; dergestalt, daß beide, ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst noch etwas Drittes, Lebendiges, bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzten sich, gegen elf Uhr, jeder auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchten, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengeskauert, in der Mitte des Zimmers nieder, und schläft ein. Drauf, in dem Augenblick der Mitternacht, läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören;

jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich, auf Krähen, im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroß, das unter ihm rauscht; und mit dem ersten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, gerade als ob ein Mensch auf ihn eingeschritten läme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise, mit sträubenden Haaren, aus dem Zimmer; und während der Marchese, der den Degen ergriffen: Wer da? ruft, und, da ihm niemand antwortet, gleich einem Rasenden, nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber ehe sie noch nach Zusammenfassung einiger Sachen aus dem Tore herausgerafft, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese, von Entsetzen überreißt, hatte eine Kerze genommen und dasselbe, überall mit Holz getäfelt wie es war, an allen vier Ecken, mäde seines Lebens, angestekt. Vergewaltigt schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war auf die elendigste Weise bereits umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufsehen heißen.

Volkslieder im Krieg.

Liebe Kameraden!

Wenn in D., einem kleinen Taunusdorfe, irgend ein Ereignis die Gemüter stark bewegte, so dauerte es keine 24 Stunden, dann hatte der D. ein Gesätzchen darauf gemacht, dem er irgend eine Melodie unterlegte. Das Liedchen sang er einmal im Wirtshaus, und dann lernten es alle jungen Burschen und Mädchen, trugen's hin und her bis es durch ein anderes abgelöst wurde. Einen Teil dieser Lieder habe ich aufgeschrieben, von anderen aber sind mir nur noch Bruchstücke in der Erinnerung. Als ich kurz vor dem Kriege, nachdem ich drei Jahre nicht in D. gewesen und der D. wer weiß wohin gezogen war, wieder nach D. kam und die mir fehlenden Lieder zusammensuchen wollte, da kam bei der ganzen Sucherei nicht viel heraus: Bruchstücke, sonst nichts.

Der Weltkrieg hat es mit sich gebracht, daß eine ganze Reihe von Liedern umgemodelt worden ist, daß neue entstanden sind usw. Nun dauert der Krieg schon vier Jahre, und wenn man jemand fragt, ob er noch weiß, welche Lieder im Jahre 14 ganz zu Anfang gesungen worden sind, so macht er meist ein verbugtes Gesicht. Von den Liedern, die damals neu aufkamen, sind in der Erinnerung auch meist nur Bruchstücke übriggeblieben. Das ist aber schade und ein Schimpf und ein Spott für uns. Denn in den Liedern spricht sich deutlich aus, was wir gedacht haben, sie sind ein Spiegel unserer Stimmung und damit ein Stück Weltgeschichte, ein Stück des gewaltigsten aller Kriege. Als man nach dem Kriege Siebzig dran gehen und die Lieder sammeln wollte, die damals gesungen wurden, da ging es den Sammlern wie mir mit den Liedern des D. in D. Es war nichts Wichtiges mehr da. Weil man aber eingesehen hat, daß das diesmal nicht so gehen darf, drum will man jetzt anfangen zu sammeln.

Für Nassau hat sich in Frankfurt a. M. ein Volksliedsammelaußschuß zusammengetan. Nach dem Kriege wird er von Dorf zu Dorf alle Volkslieder, natürlich auch solche, die mit dem Krieg gar nichts zu tun haben, sammeln. Jetzt aber sagt er sich, die notwendige Arbeit muß zuerst getan werden; jetzt müssen wir Soldatenlieder sammeln. Wir müssen, wenigstens von unseren nassauischen Truppenteilen und von den Nassauern, die in anderen Truppenteilen drin stecken, wissen, was sie daheim und draußen gesungen haben. Wenn dabei von Nichtnassauern etwas einkommt, so ist es umso besser, denn man kann dann bei Nassauern wieder anfragen, ob sie das Lied auch kennen.

Ja, aber wer soll denn nun die Lieder aufschreiben? Kameraden, es hat jetzt jeder im deutschen Land reichlich seine Arbeit. Wenigstens die, die schaffen wollen, die haben alle Hände voll zu tun. Da bleibt eben nur ein Weg, die bitten, die durch das Geschick dazu bestimmt sind, für eine Zeit sich von aller ernstesten Arbeit fern zu halten. Und das sind die, die im Lazarett sind oder in Genesungsheimen weilen. Ich habe selbst ein paar Monate als Kranker in einem Lazarett zugebracht und kenne die Langeweile, die einem da verfolgt, gerade gut genug. Ich weiß, wie froh man oft für eine Beschäftigung ist, von der man sagen kann, sie ist nicht nutzlos. Und soviel ist sicher: das Aufschreiben der Lieder, die in der Kaserne und nachher im Felde gesungen worden sind oder noch werden, ist keine nutzlose Sache. Denkt nur einmal an ein Lied von Napoleons Rückzug 1812, ein, das euch aus der Schule vielleicht bekannt geworden ist — übrigens hab' ich's in Schmittens im Taunus 1910 noch singen hören von einem alten Manne —

Trommler ohne Trommelfuß,
Kürassier in Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

Das macht doch den ganzen furchtbaren Rückzug lebendiger als die schönste Erzählung!

Vielleicht ist die Sache sogar leichter als man denkt! Es ist doch sicher hier und da einer, der sich in sein Notizbuch das eine oder andere Lied aufgeschrieben hat. Wer ein bißchen Spaß an der Singerei hat, der tut das doch. Dann wär's ja nur nötig, daß ihr das Notizbuch einschickt, der Volksliedsammelaußschuß könnte sich die Lieder abschreiben und gäbe dann neben dem Notizbuch auch noch irgend ein anderes leserwürdiges Buch als Belohnung an den Einsender zurück. Und die anderen Lieder braucht ihr auch nicht einmal ganz aufzuschreiben, sondern nur die Anfänge auf eine Postkarte zu schreiben, die Postkarte einzuschicken, und dann würde der Volksliedsammelaußschuß in einem Brief euch um das eine oder andere Lied besonders bitten. Für eure Arbeit aber würde euch außer der selbstverständlichen Ersetzung der Auslagen auch noch auf Wunsch eine Vergütung werden; viel nicht, denn für die Singerei ist eben nicht viel Geld da.

Und an wen sendet ihr eure Aufzeichnungen ein? An die Lazarett-Zeitung, Frankfurt a. M., Theaterplatz 14, das ist das beste. Die übermitteln dann eure Einsendungen an den Volksliedsammelaußschuß und bestätigen jedesmal in einer ihrer Nummern den Empfang eurer Sendungen. Notizbücher werden am besten eingeschrieben geschickt.

Und nun auf zur Arbeit! D. St.

Urlaubsfragen.

Welche Bezüge habe ich während des Urlaubs?

Kranke und verwundete Unteroffiziere und Mannschaften in den Lazaretten dürfen von den Chirurgen beurlaubt werden. Dieser Urlaub wird regelmäßig nur in besonders begründeten Fällen erteilt, z. B. während der kirchlichen Festzeiten, zur Beseitigung häuslicher und privater Notstände, Erholungsurlaub. Den in solchen Fällen beurlaubten Unteroffizieren und Mannschaften steht Löhnung und Verpflegungsgeld während des Urlaubs zu. Das gleiche gilt bei Urlaub zur Wiederherstellung der Gesundheit, sowie zur Arbeitsaufnahme im eigenen Betrieb oder im Betrieb von Eltern und Geschwistern, falls Löhnung nicht ohne Not entbehrt werden kann. Bei Urlaub zur besoldeten Tätigkeit in fremden Betrieben wird Löhnung und Verpflegungsgeld nur bis Ende des Monatsdrittels gewährt, während dessen der Urlaub angetreten ist. Bei häufig wiederkehrenden Beurlaubungen, z. B. bei Sonntagsbeurlaubungen, wird nur Löhnung, aber nicht Verpflegungsgeld gewährt.

Die Höhe des Verpflegungsgeldes beträgt in all diesen Fällen jetzt 2 Mk.